



Intermediäre Schöpfungen. An den Rändern kreativen Prozessierens

Ulrich A. Müller (Hannover/Kassel)

Nichts, was man fürchten müsste. (Julian Barnes, 2008)

Das Erleben hat sowohl eine physische als auch eine metaphysische Dimension. Vorstellungen bereichern und begleiten Körperfunktionen und Körperfunktionen begleiten und verwirklichen Vorstellungsbilder.
(Donald W. Winnicott, 1983, S. 92)

Zusammenfassung: *Der Beitrag befasst sich mit den Überlegungen von Winnicott zu den Übergangsphänomenen. Ausgehend von der Erlebenswelt des Neugeborenen, das sich aus der Mutter-Kind-Einheit lösen muss, um sich als eigenes Subjekt entwickeln zu können, wird die Skizzierung des Übergangsraums weiterentwickelt und auf andere Erfahrungen wie die Entwicklung von Gedanken (Bion) oder den Übertritt in den Schlaf (Merleau-Ponty; Levinas; Waldenfels) übertragen. Die Geburt als Eintritt in das Leben spielt dabei sowohl als stets vorausliegende Phänomenalität wie auch als symbolische Grenzüberschreitung von der Vorzeit in eine Lebenszeit eine zentrale Rolle (Rank; Kaplan) und markiert einen Ausgangspunkt für die verschiedenen Aspekte des Verständnisses von Subjekt und Objekt. Schwellenerfahrungen machen nachträglich verständlich, dass Räume neu erschlossen werden können oder nachträglich als beengende Räume erlebt wurden. Die Erfahrungen an den Grenzen erschliessen Innen und Aussen und können als dynamisierende Prozesse beschrieben werden, die nachträglich frühere Horizonte als beschränkte Wahrnehmungs- und Reflexionswelten erkennbar werden lassen, während sie vorweg noch als «undenkbar» erschienen. Die Störung des eigenen Erfahrungsraums wird dabei als Aufgabe verstanden, Antworten auf krisenhaftes Erleben zu entwickeln und sich dazu auch einem Wagnis auszusetzen, sich durch die Schöpfung eines Übergangsraums selbst neuen Erwartungshorizonten zu überantworten. Damit ist stets auch die Bearbeitung von ängstigenden Beschränkungen verbunden.*

Schlüsselwörter: Übergangsraum, Angst, Kreativität, psychische Geburt, Schlaf

Es ruft immer wieder Staunen hervor, in welcher Weise ein Kind diese Welt neu erschafft und sich damit selbst auch die grossartige Illusion verschafft, für seine Objekte selbst aktiv geworden zu sein. Dieser paradoxe Ausgangspunkt sollte nach Winnicott (1998, S. 163) prinzipiell bereits bei einem Säugling als kreatives Leistungsvermögen vorausgesetzt werden, auch wenn die Welt – in unserem Erfahrungshorizont – schon vor dem Neugeborenen vorhanden gewesen ist. Erst «nach und nach entwickelt das Individuum ein intellektuelles Verständnis für die Tatsache, dass es die Welt bereits gab, bevor es selbst geboren wurde, das Gefühl aber, sie selbst geschaffen zu haben, bleibt bestehen» (Winnicott 1998, S. 164)). Im Grunde liegt der kreative Akt, wie ihn Winnicott beschreibt, jedem neuen Gedanken zugrunde. Der Gedanke von etwas Neuem schafft Etwas, wo zuvor noch nichts war. Aus nichts wird Nichts und damit bald doch schon Etwas, was anders ist als «Ich» es ist: die Schöpfung des Nicht-Ich – wie Winnicott dies benennt – aus dem Nichts. Dieser souverän anmutende Akt ist der Ausgangspunkt einer schöpferischen Tätigkeit, die eine Lösung sucht, wo sich dem Organismus des Kindes eine Krise zur Bedrohung anwuchs.

Kinder, die auch später in eine solche Krise geraten sind, suchen nach einer Lösung, phantasieren sie, entwickeln «unheimliche» Gedanken und Kräfte, versuchen zu zaubern, bringen Unglaubliches zur Sprache, und manchmal brauchen sie bei diesem Suchen eine Begleitung, um sich dem inneren Konflikt, der auch von aussen induziert sein kann, zu stellen. Diese «Zauberkräfte» zeigen Wirkung, umso mehr, wenn sie von Anderen anerkannt werden. Am Ausgangspunkt sind sie mit ihrer Suche alleine, müssen sich selbst ermächtigen, um die Erfahrung zu machen, dass es notwendig ist, einen Sprung zu wagen aus einer beengenden primären Einheit. Später kann dieser gewagte erste Übergang wegweisend sein für wiederkehrende Wagnisse, sich aus dem Gewohnten heraus zu begeben, um neue Erfahrungen machen zu können. Merleau-Ponty (1984) hat an der «Kinderzeichnung» sichtbar werden lassen, wie die bildgebende Darstellung für ein Kind weniger Ausdruck eines Symptoms als vielmehr die Bearbeitung des darin enthaltenen Konflikts selbst ist. Die Zeichnungen des Kindes sind weniger diagnostisch interessant als vielmehr bedeutend, insofern sie das Potential des Kindes hervorheben, den Impuls zur Schöpfung aus sinnleerem Unheimlichem etwas Erfahrbares werden zu lassen. Dies ist im Wortsinn «Poesie», wie Merleau-Ponty schreibt, wo die «ursprünglichen Ausdruckweisen [des Kindes] *aus sich selbst heraus* als positive Leistungen» verstanden werden können (Merleau-Ponty, 1984, S. 163 ff.). Ein solcher phänomenologischer Perspektivwechsel vom klinisch-diagnostischen Blick zum Verstehen des Vollzugs einer «spontanen Geste» ist für Win-

Winnicott gewissermassen Modell für die Anerkennung wiederholter kreativer Akte, durch die *zwischenzeitliche* Schaffung von Illusionen, Lösungen zu suchen und sich auch zu erschliessen. «Dieser intermediäre Erfahrungsbereich, der nicht im Hinblick aus seiner Zugehörigkeit zur inneren oder äusseren Realität in Frage gestellt wird, begründet den grösseren Teil der Erfahrung des Kindes und bleibt das Leben lang für aussergewöhnliche Erfahrungen im Bereich der Kunst, der Religion, der Imagination und der schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit erhalten» (Winnicott, 1974, S. 25). Dieser imaginative «Zwischenraum» ist daher wohl nicht nur für den Säugling Ausgangspunkt einer Ent-Wicklung aus dem mütterlichen Binnenraum, sondern ist konstitutiv für weitere Prozesse in der Psychogenese eines Menschen. Wo eine Krise war, da tut sich auch die Quelle einer Lösung auf, die sich in einer «spontanen Geste» zu zeigen gibt. Es böte sich in der Krise die Lösung schon mit der Aufgabe an. Sie muss auf- und angenommen werden. Aufgabe und Lösung fallen im Grunde in eins.

Solange das Baby keine Grenzen kennt, wird jegliche plötzlich erlebte Begrenzung als beängstigende Einengung erlebt

Der Begriff der Angst leitet sich etymologisch aus der Erfahrung der Enge ab (www.angst-geschichte.com; vgl. auch Condrau, 1996). Im Zuge der weiteren Betrachtung wird sich diese begriffliche Herleitung begründen lassen. Der verengende Kehllaut in der deutschen Aussprache macht leibhaftig spürbar, wie sich die Enge im Sprechen erlebbar machen kann. Auch das Erleben einer ersten Einengung beim neugeborenen Kind ist durch komplexe Eindrücke gekennzeichnet, die von bestürzender Dramatik sein dürften, wodurch eine Entwicklung in Gang kommt, an deren Ausgangspunkt die Angst «ohne Inhalt» (Bion, 1963, S. 226) steht, weil sie noch kein Objekt hat: «Angst auf dieser frühen Stufe ist nicht Kastrationsangst oder Trennungsangst; sie hat mit ganz anderen Dingen zu tun; sie ist in Wirklichkeit Angst vor Vernichtung.» (Winnicott, 1987, S. 53). Es ist eine Erregung, hervorgebracht durch das Empfinden der ohnmächtigen Einengung. Auch im späteren Leben berichten Kinder von einer Angst, die sie nicht benennen können, sodass sie umso «unheimlicher», d. h. im Sinne von Freuds Überlegungen dazu (Freud, 1919h) in einer heimischen Umgebung das Bewohnte befremdlich werden lässt (vgl. Müller, 2014).

Die Paradoxie dieses Vorgangs besteht darin, dass es für diesen Übergang, an dem die Enge spürbar wird, keine eindeutige Grenze gibt, weil die Grenze selbst schon einen neuen Erfahrungsraum konstituiert hat, der vorher noch nicht erkennbar war. Wenn Winnicott behauptet, es gäbe so *etwas wie ein Baby*

nicht (u. a. Winnicott, 1983, S. 130; 1987, S. 50), so skizziert er damit den Zustand einer unbegreiflichen Grenzenlosigkeit eines lebendigen Organismus, der sich paradoxerweise erst im Moment des Erlebens in seiner immanenten Eigenheit zu entdecken beginnt, dadurch, dass ein Äusseres auftaucht, das *etwas* (ihn selbst) erst zu sich selbst kommen lässt. Winnicott charakterisiert dies als das Paradox des Ursprungs, indem ein Übergangsraum zugleich gefunden und erfunden wird. Der eigene Ursprung ist eine kreative Schöpfung, die ich mir selbst aneigne. Die Mutter bietet an, was der Säugling verlangt, wenn die Mutter ihm das Angebot macht, sich zu lösen. In diesem Beziehungsgeflecht ist die – nach der erfolgten Trennung geläufige – Unterscheidung zwischen aktivem Anstoss und passiver Reaktion nicht bestimmbar. Diese Verflochtenheit lässt sich nachvollziehen im Erleben einer projektiven Identifizierung, die in der Beziehung Subjekt und Objekt für einen Moment einander aufhebt.

Was für das Neugeborene gilt, affiziert auch die Mutter, insofern sich beide in einem *Nursing Couple* befinden, deren Innigkeit zwar der Mutter eine Aus-senwelt lässt, doch dem Kind nur die Anlagen dazu zur Verfügung stellt. Was auch als projektive Identifizierung beschrieben wird, bestimmt in den ersten Wochen die Mutter-Kind-Einheit, zeigt sich aber in der weiteren Entwicklung als Ingredienz fortschreitender Erlebens- und Erfahrungswelten: Übergänge werden als Zwischenwelten erfahrbar an der Quelle von neuen Ideen und Einsichten, im konzentrierten Nachdenken, im überraschten Erstaunen oder auch an der Schwelle des Übergangs zum Schlaf.

Dieses *Zu-sich-Kommen* in der Begrenzung ist ein Erleben, das durch die Fähigkeiten der Sinne erschlossen wird, die in einer selbstreferentiellen Weise sich der eigenen Spuren zu besinnen beginnen. Die Sinneseindrücke bedürfen der Reize, die sowohl von innen wie auch von aussen eine Reaktion provozieren: Die Reizung erfolgt im Organismus und wird nach und nach mit einem Objekt in Verbindung gebracht: *Es nervt*, weil es an den Nerven rührt ohne bereits eine Qualität (Lust, Freude, Trauer) zu besitzen.

Freud beschrieb diese immanente Schleife in Form kommunizierender Röhren, die im Zuge der Bildung von Nervenbahnen gleichsam auf sich selbst Bezug nehmen müssen, um Erinnerung zu ermöglichen. Im «Entwurf» – dessen Entwicklung er mit Wilhelm Fliess teilte – skizziert Freud, dass die Erinnerung in den Nervenbahnen die Nervenbahnen selbst bilden. Demnach gestalten sich die Nervenbahnen durch die Entwicklung von sinnlich erlebten Sinnesdaten: die auf- und eintreffenden Sinnesdaten werden zu Erinnerungen (Freud, 1986). Die Struktur ist nach dem Bild eines Möbiusbandes vorzustellen, dessen innere

und äussere Seite ineinander übergehen. Rätselhaft bleibt der Übergang auch hier. Keine Bahn ohne Sinnesdaten, die durch die wiederholten Reizungen aus dem Erlebten erst Erfahrungen werden lassen. So wenig wie ein Geist sich von der Erinnerung des Nervensystems getrennt hat, wird sich die Psychologie von der Physiologie abheben können. Wir sind unsere Erinnerungen, wir haben sie nicht. Insofern Nervenbahn und Erinnerungsspur nicht getrennt sind, wie Geist und Materie, so erzeugt die Erinnerung selbst das, was man Erinnerungsspur des Nervengeflechts nennt. Es ist eine Bahnung, die durch die Erinnerung geschaffen wird, worin sich innen und aussen am vermeintlichen Ursprung nicht trennen lassen. Schon an diesem Ursprung ist ein Übergang zu denken, der durch Freuds Bild von der «Kontaktschranke» (Freud ebenda, 1920g, S. 28 ff.) zwischen somatischem Reiz und psychogener Spur selbst illusionär erzeugt wird. Hier kann der Sinnesreiz in Sinn konvertiert werden. Der sich entwickelnde Sinnesapparat beginnt sich zunächst «seinen eigenen Reim» darauf zu machen.

Analog denkt Winnicott auch die Phänomene des Übergangs: Innen und Aussen werden zunächst illusionär geschaffen, indem die Vorstellung einer Beziehung *dazwischen* halluziniert wird. Sie werden im Zuge der Initiation geschaffen und erscheinen daher wie magische Objekte, die zum richtigen Zeitpunkt im Erlebenshorizont auftauchen, um Entwicklung zugleich zu ermöglichen wie auch sich selbst als orientierungsgebender Fixpunkt zu kreieren. Die «illusionäre Erfahrung» (Winnicott, 1983, S. 302) erlaubt es, ein Objekt zu schaffen, das in der Situation hervorgebracht wird, um sich in der erlebten Not helfen zu können:

Der Mensch ist von Geburt an vor das Problem gestellt, die Beziehung zwischen dem, was er objektiv wahrnimmt, und dem, was er sich subjektiv vorstellt, zu erhellen; [...] Der Zwischenbereich, von dem ich spreche, ist der Bereich, der dem Säugling zwischen primärer Kreativität und objektiver, auf Realitätsprüfung beruhender Wahrnehmung gewährt wird. Die Übergangsphänomene stellen die Frühstadien im Gebrauch der Illusion dar; ohne sie hat die Vorstellung von einer Beziehung zu einem Objekt, das von anderen als etwas ausserhalb des betreffenden Menschen Liegendes wahrgenommen wird, keine Bedeutung für diesen Menschen. (Winnicott, 1983, S. 314)

Es erscheint «wirklich magisch», dass dem Kind in einer solchen Not Objekte zur Verfügung stehen, die es sich selbst schafft, um in seiner erlebten Not nicht an dem zugrunde zu gehen, womit es konfrontiert wird.

Die Fähigkeit zum spielerischen Umgang mit einer solchen Notlage lässt sich schon am Ausgangspunkt der Entwicklung finden, an dem das Kind sich durch die Entfaltung eines Übergangsraums selbst zu entwickeln beginnt: Der erlebte Mangel wird in der Phantasie des Kindes umgearbeitet und bekommt in der Beziehung zu einem Anderen (Nicht-Ich) einen Sinn. Dieser Sinn geht aus der wechselseitigen Sorge hervor.

Bion bemerkt hierzu, dass es in dieser Not darauf ankäme, ob man den erlebten Mangel als Aufgabe anerkenne und damit die Anstrengung des Denkens auf sich nehme oder ob dies zu einem Ausweichen führe: «Der Schlüssel liegt bei der Entscheidung zwischen der Veränderung oder der Vermeidung von Versagung» (Bion, 1963, S. 228). Die Analogien zwischen der Entfaltung des kreativen Umgangs mit der Realität im Moment der Konfrontation mit der störenden Realität und der Anstrengung des Denkens im Erleben des Mangels bei Bion sind nachvollziehbar. In dem Akt, sich selbst einen Raum zu schaffen, liegt jedoch ein Moment verborgen, der sich bei Winnicotts “potential space” als *phantastischer Vorzug* erweist, weil Form und Inhalt ineinander aufgehen. Die Fähigkeit zur spielerischen Weltaneignung ermöglicht es dem Kind, sich selbst in seiner Allmacht als ein schöpfendes Geschöpf zu erfahren. Es ist dabei aktiv und passiv zugleich, weil es die vor ihm liegende Welt wie auch sich selbst schafft.

Allmacht vor Ohnmacht. Durch das Sinneserleben die Objekte für sich zu einem Zusammenhang zusammenführen – und sich selbst zur Quelle der Schöpfung machen.

Zuvor organisieren sich an der Grenze des leiblichen Organismus die Sinne selbst als Instanzen der Grenze. Die Sinne sind ebenso perzeptiv wie auch apperzeptiv tätig. Sie sind konstitutiv für das Grenzerleben und die daraus folgenden reflektierten Erinnerungsspuren, die eine Welt des Übergangs schaffen müssen, um das Äussere von dem Inneren unterscheiden zu können. Wo diese Sinne beeinträchtigt werden, erhebt sich eine Regung. Sobald diese Regung zur Beunruhigung führt, wird dies als Störung erlebt. Diese Beeinträchtigung/Störung des «Konstanzprinzips» nach Fechner hinterlässt einen Eindruck, auf den unweigerlich weitere Eindrücke im Organismus folgen, die sich in der Bildung von Nervenbahnen niederschlagen. In der Erinnerung zeigen sie sich als Ausgangspunkt eines unlustvollen – weil gestörten – Erlebens, das sich fortsetzt und wiederholt

zu einem Gedanken führt, den Bion in ein anschauliches Bild übersetzt: Der erste Gedanke sei «keine Milch» (vgl. Bion, 1997, S. 81 f.). Die Konkretion provoziert demnach Gedanken, wenn der erlebte Mangel konstruktiv erarbeitet werden kann.

Dieses Gedankenbild enthält eine leibhaftige Erfahrung in einer Sprache, die zwar noch nicht zur Verfügung steht, in deren gedanklicher Vorwegnahme (eine Vorstellung vor der Sprache bei Bion) sich aber doch anschaulich zeigt, dass es um das Erleben eines Mangels geht, das die Entwicklung der Sinnesinstanzen in Unruhe und somit auch in Gang setzt. Der empfundene Mangel wird ausgelöst durch einen beunruhigenden Schmerz im Organismus, den wir als Hunger bezeichnen können, der aber für den Organismus noch nicht lokalisierbar ist. Diese Beeinträchtigung lässt – neben anderen störenden Empfindungen wie das blendende Licht oder das laute Geräusch, die den Säugling in Unruhe versetzen – erfahrbar werden, dass der Organismus sich selbst nicht genügt, d. h. auch nicht für sich alleine ist.

Die Störung provoziert eine Krise und eröffnet Möglichkeitsräume ("potential space")

Die frühkindliche Angst ist diffus. Die Mehrzahl der Kinder wie auch der Jugendlichen, die eine psychotherapeutische Praxis aufsuchen, leiden unter Ängsten. Es sind Ängste, die manchmal auf konkrete Anlässe zurückgehen, oft aber sind sie diffus. Entweder entpuppen sich die konkreten Veranlassungen als undeutlich oder die Empfindung der Angst ist nur vage bestimmbar. Es ist nicht ungewöhnlich, wenn im Laufe der fortschreitenden anamnestischen Gespräche deutlicher wird, dass die «Angst» weitere Facetten des Empfindens mit sich führt. Diese Aspekte würde man diagnostisch nicht unmittelbar einer Angststörung zuordnen, doch sie werden vom Kind selbst diesem Erleben zugeordnet. Sich mit den eigenen Ängsten zu befassen, erfordert ohnehin viel Aufwand und ist für ein Kind, das in seiner erwachsenen Umgebung keine emotionale Resonanz dafür findet, schwer zu leisten.

Es sind diffuse Beunruhigungen, die ein Kind aufwühlen, es nicht schlafen lassen, es nervös machen, ihm seine Hilflosigkeit erlebbar machen oder für die ihm manchmal noch keine Sprache zur Verfügung steht. Für das beunruhigende Erlebte mit dem Kind eine Sprache zu entwickeln, manchmal im Suchen auch zu erfinden, ist eine bedeutende Aufgabe der analytischen Tätigkeit.

Die Suche nach geeigneten Worten in einer analytischen Situation ist auch in späteren Entwicklungsphasen bedeutend. In der Psychotherapie eines 16-jährigen Jugendlichen, den seine Ängste und seine depressiven Einbrüche zu mir

in die Praxis führten, machte er mir deutlich, wie schwer es ihm fiel, sich im Freundeskreis auf mehrere Personen einzulassen: «Die Grenze ist immer eine dritte Person. Da bekomme ich Schwierigkeiten und merke, dass ich mich wieder zurückziehe». Für diese Erfahrungen fehlen ihm die angemessenen Begriffe, wie er meint, weil er zwar sein Erleben beschreiben, aber die damit verbundenen Gefühle nicht verstehen könne. «Ich weiss gar nicht, wie ich das beschreiben soll». Es ist ein Erleben, das ihm Unbehagen bereitet und das er zunächst als Angst beschreiben würde. Die in dieser Erfahrung enthaltene Eifersucht ist ihm scheinbar noch nicht bewusst. Er hat dafür noch keine Worte. Unbewusst verweigert er sich einem von ihm selbst verleugneten Empfinden der Aggression auf einen hinzutretenden Dritten, der die Zweisamkeit beeinträchtigen könnte.

Deutlich wird bei vielen anamnestischen Erhebungen, dass die Diffusität entweder durch die undeutliche Erinnerung an konkrete Ereignisse in der Umgebung zurückzuführen ist, oder dass die Undeutlichkeit auf die ambivalenten Empfindungen des besorgten Kindes zurückgeht. «Angst» wird mit einem Erleben in Verbindung gebracht, das aus einer inneren Unruhe hervorgeht, das nicht immer konkrete Objekte benennen kann. Diese Diffusion, die mir in der Praxis begegnet, macht noch einmal deutlich, dass die begriffliche Unterscheidung, die Freud vorgeschlagen hatte, die Empfindung der Angst zu unterscheiden von der konkreten Furcht (Freud, 1916, 407 ff.; Freud, 1933a, S. 87 ff.), Sinn macht. Furcht wie auch die Phobie knüpft an die konkrete Erinnerung mit Objekten an, weil diese bereits Spuren hinterlassen haben, die zu intrapsychischen Repräsentanzen geführt haben, weshalb die Furcht wie die Phobie die Beziehung zu Objekten zur Voraussetzung hätte. Angst bleibt als Affekt insofern diffus, als sie keinem Objekt zugeordnet werden kann. Diese Unbestimmtheit lässt den Angstaffekt mächtiger werden. Sie erinnert an das Erleben, das Winnicott (1987, S. 53) als Vernichtungsangst beschrieben hat.

Aus der Perspektive einer entwickelten Ich-Instanz, die im Sinne Winnicotts (1987, S. 57) erst eine stabile «Einheit» darstellt, wo sich Ich und Nicht-Ich unterscheiden, könnte das ängstliche Empfinden ein Objekt bestimmen, zu dem es daher auch eine Beziehung unterhält, sonst gäbe es keine innere Repräsentanz. Gehen wir jedoch an den Ausgangspunkt der frühen Empfindungen zurück, so scheint klar zu sein, dass Objekte erst im Begriff sind sich zu bilden. Das Empfinden der Angst lässt sich daher verstehen als ein affektiver Indikator für eine erlebte Krise des Organismus, sich in seinem «gewohnten» Zustand gestört zu erleben. Diese Krise schafft Aufruhr.

Diese Krise kann zu einem Aufruhr führen, der den Organismus derart erregt, dass er sich in seinen Funktionen bedroht erlebt. Zunächst erzeugt diese

Erregung eine Spur, die – wiederholt erlebt – zu einer Erinnerung führen kann, idealerweise auch als Erinnerung funktioniert, damit der Organismus nicht immer wieder in den gleichen energiezehrenden Furor gerät. Das noch nicht von der Objektwelt geschiedene Kind ist so auf einen Krisenmodus vorbereitet. Auf diesem Weg wird aus dem Erlebten eine Erfahrung, die jedoch nur reaktiv und nicht reflektiert das Erfahrene nutzen kann, um auf solche Situationen vorbereitet zu sein. Die Erregung ist daher noch eine mechanische Reaktion auf eine Krise des angerührten Organismus, der das Erlebte nur als eine Störung einzuordnen weiss.

Das, was von Kindern oftmals als Gefühl der Angst beschrieben wird, entspricht insoweit zunächst einer leibhaftigen Erregung, die auf ein Erleben zurückgeht, das meist noch nicht eingeordnet werden kann. Mit Winnicott könnte man festhalten, dass es zur Konkretion des Erlebten im Sinne einer Unterscheidung eines erlebenden Ich neben dem davon geschiedenen Nicht-Ich braucht, um die Störung auch wahrnehmen und sich ein Bild davon machen zu können. Diese Bilder einer Sinneserfahrung beginnen sich aber erst zu entwickeln. Und es drängt sich der Gedanke auf, dass bei den Kindern, die die Praxis in Begleitung ihrer Eltern aufsuchen, derartige Erfahrungen zwar bereits vorliegen, doch deren intrapsychischen Repräsentanzen noch nicht weit entwickelt sind.

Erregung macht Angst-Lust

Die Fähigkeit, die erlebte Erregung leibhaftig differenzieren zu können, ist noch nicht entwickelt. Winnicott (1987) geht auf diese unterschiedlichen Qualitäten des Angstempfindens, die an die intrapsychische Entwicklung geknüpft sind, kurz ein:

Auf Ich und Es bezogen, ist das Schuldgefühl nicht viel mehr als Angst mit einer besonderen Qualität, Angst, die wegen des Konflikts zwischen Liebe und Hass empfunden wird. Schuldgefühl setzt ein Ertragen von Ambivalenz voraus. Es ist nicht schwer, die enge Beziehung zwischen Schuld und dem persönlichen Konflikt zu akzeptieren, der aus gleichzeitigem Lieben und Hassen entsteht; aber Freud konnte den Konflikt bis an seine Wurzel zurückverfolgen und zeigen, dass es jene Gefühle sind, die mit dem Tribleben verbunden sind. (S. 19)

Dies ist schon so hochdifferenziert, dass wir zweifeln dürfen, ob Erwachsene dies gut getrennt zusammenzuführen wissen. Das Kind, das das Inventar

seiner intrapsychischen Welt noch auszugestalten beginnt, steht noch am Anfang solcher Feinheiten.

Einem Kinderanalytiker sei es an dieser Stelle erlaubt zu behaupten, dass auch bei Erwachsenen die Fähigkeit, die eigene Erregtheit im späteren Leben differenzieren zu können, nicht immer hinreichend entwickelt ist, um sich selbst besser verstehen zu können. Panik oder Phobien beeinträchtigen die kognitiven Differenzierungsfähigkeiten zum Teil erheblich. Wenn Michael Balint an die Schwierigkeit erinnert, Angst und Lust voneinander unterscheiden zu können (Balint, 1960), so macht er doch genau auf diese latente Diffusion aufmerksam, die jede Erregung begleitet. Es ist daher sicher nicht übereilt zu behaupten, die Angst sei immer auch mit einer diffusen Erregung verbunden, in der Lust und Unlust ineinander spielen. Insofern beschreiben auch Kinder und Jugendliche die Angst manchmal als eine erregende Erfahrung, die sie «aus der Bahn wirft», die jedoch aus einer externen Perspektive mit dem Phänomen Angst alleine nicht hinreichend charakterisiert ist, wenn das Objekt nicht benannt werden kann. Versuchen wir also wieder auf die diagnostische Unterscheidung zurückzukommen und von einer Furcht zu sprechen, wo die objektinduzierte Bedrohung vorliegt, gleichwohl auch eine Bedrohung vorliegen kann, wenn der Organismus durch lustvolles Erleben in einer heftigen Weise bedroht ist.

Ein Säugling erlebt auch das Zusammenspiel mehrerer Sinneseindrücke als wiederkehrendes komplexes «Sinnesbild», das auf ein nicht steuerbares Anderes verweist. Diese Erfahrung der Abhängigkeit geht der Erfahrung von Selbstwirksamkeit notwendigerweise voraus. Die Erfahrung des Selbst (noch weit entfernt von einem abgegrenzten «Selbst») ist doch erst Folge des schmerzlichen Erlebens, Anderen ausgesetzt und damit abhängig zu sein. Damit sind die Sinne in ihrer Bedeutsamkeit aber noch nicht verortet, vielmehr ist das Erleben bloss «leiblich, was jemand in der Gegend (keineswegs, wie z. B. am Blick deutlich wird, immer in den Grenzen) seines materiellen Körpers von sich selbst spüren kann, ohne sich der fünf Sinne (Sehen, Tasten, Hören, Riechen, Schmecken) und des aus ihrem Zeugnis angeleiteten perzeptiven Körperschemas (der habituellen Vorstellung vom eigenen Körper) zu bedienen» (Schmitz, 2011, S. 5). In der Leibphänomenologie wird diese terminologische Unterscheidung von Herrmann Schmitz beschrieben und gewürdigt, um die erlebte Eindrücklichkeit des Leiblichen von dem versachlichen-den Körperverständnis als einem Objekt, das ich an mir selbst – quasi im Spiegel eines Anderen – erkenne, unterscheiden und aufeinander beziehen zu können. Mit dem Erleben der dramatisch gestörten Konstanz des Organismus beginnt sich die Erinnerung an eine Einengung und Einschränkung des Erlebens einzurichten,

was zunächst Unwohlsein und Unsicherheit erzeugt, um dann zu einer vegetativen Reaktion zu führen, die noch nicht intendiert ist, aber erlebt wird: Ergriffensein durch eine als wiederkehrend erlebte Störung erzeugt leibhaftige Reaktionen. Auch wenn die anfängliche Irritation nicht von aussen kommt, wie beim Hungererleben, so verweist die Störung doch mit zunehmender Dauer und Intensität auf einen Mangel, dessen Beseitigung nur durch einen Eingriff von aussen behoben werden kann. Auch die leibliche Empfindung wird nach aussen projiziert, sodass für die erlebte beunruhigende Erregung die Vorstellung einer externen Störungsquelle assoziiert wird (Freud, 1933a, S. 95). Durch die Erinnerungen beginnen sich rudimentäre Gefühle einzustellen wie u. a. Freude und Angst, Lust und Schmerz – in der Phantasie hervorgerufen durch ein äusseres Objekt.

Viele Kinder berichten in der Praxis tief beunruhigt von solchen Ängsten, wobei sich erst im Verlauf mehrerer Gespräche zeigt, dass sie diesen Begriff für ihre Reaktionen auf Erlebnisse oft pauschal gebrauchen, um ihre eigenen Gefühle aufgrund von unkontrollierbaren äusseren Störungen zu verbalisieren. Die Angst wird als von aussen hervorgerufenen Erleben beschrieben, auch wenn sie beim Kind selbst entsteht. Es sind dann heftige Affekte, die beschrieben werden, auf die bei Kindern eine Reaktion folgt, die mit körperlichen Sensationen verbunden sind, die zwar benannt aber noch nicht differenziert eingeordnet werden können. Dass Lust und Schmerz ebenso wie ängstliche und freudige Erwartung ähnliche Reaktionen im Organismus hervorrufen können, ist noch sehr undeutlich. Ich unterstelle, dass auch im späteren Leben eine solche Unterscheidung manchen Erwachsenen nicht leicht fällt. So kann auch die intensive Zuneigung mit einer heftigen Angstreaktion einhergehen, weil die leiblichen Reaktionen auf heftige äussere Irritationen frühe Erinnerungsspuren reaktivieren können. Das Andrängen von Lust ist oft verbunden mit Unlust, sodass auch die Unterscheidung in dem Begehren nach befriedigendem Erleben nicht eindeutig geklärt werden kann. Manche Kinder nehmen dann an sich selbst eine Beunruhigung wahr, die sie oftmals als Angst bezeichnen, weil sie ernervt sind und die Kontrolle zu verlieren drohen.

Was stört, kann lange Angst machen, auch und womöglich zugleich auch, weil damit lustbringende Erfahrungen verbunden sind. Diese Angstlust wird als bedrohlich erlebt, weil sie spürbar die Fähigkeit der Kontrolle über den eigenen Leib in Frage stellt und damit die Triebimpulse spürbar werden lässt. Die von aussen erlebte Bedrohung rührt die Erinnerung an das Erleben der eigenen Abhängigkeit, die durch die von innen kommenden Triebimpulse hervorgerufen werden. Dass es damit auch um mehr gehen könnte als um den Hunger nach Nahrung, ist für das

Kind umso beunruhigender. Es geht um die Anerkennung der eigenen Abhängigkeit in der Beziehung zu einem bedeutenden Anderen.

Die setzt sich häufig auch in der weiteren Lebensgeschichte fort. Es ist erstaunlich, dass die erlebte Störung auch in der weiteren Entwicklung oft als bedrohlich erlebt wird, weil damit Grenzen erfahrbar werden, die zuvor nicht bewusst waren. Die «Störung» erzeugt ein Unbehagen, und die Angst stellt eine Reaktion auf den in seinem Inhalt unbestimmten Einbruch durch diese Störung dar. Es geht zwar zunächst um die Störung der energetischen Konstanz. Doch damit einher stellt sich die Frage nach der Illusion der eigenen Unabhängigkeit. Diese Illusion wird bereits in den ersten Lebenswochen erschüttert durch vielfache Erfahrungen von erlebter Irritation.

Was Winnicott (1984, S. 17 ff.) als kreative Leistung beim Säugling beschrieben hat, durch die Schaffung des Übergangsraums, einen Weg aus der von Melanie Klein beschriebenen depressiven Position zu suchen, wird im Weiteren von Bion als Containment (1997, S. 26) entworfen, was es dem Säugling möglich machen kann, den erlebten Mangel in einer frühen Beziehung zu bearbeiten und gemeinsam überwinden zu können. «Containing» ist bei Winnicott eine kreative Fähigkeit und erschliesst sich daher immer wieder neu. Während dieser schöpferische Prozess bei Winnicott ein Moment des Übergangsphänomens selbst ist, Zwischenräume heraufzubeschwören, beschreibt Bion das Containment als präkonzipierten Raum zur Entwicklung von Gedanken. Die Entwicklung des imaginären Containers gehört für Winnicott selbstverständlich zum Übergangsphänomen dazu, weil es auch Motor des Prozesses ist, sich die störende Realität aneignen zu können. Dieser Raum wird erst im Prozess der Aneignung des Erlebten erschaffen.

Schwellerenerfahrung: Die Not des Subjekts, sich dem Schlaf überlassen zu müssen.

Die durch solche Erfahrung ausgelösten Irritationen sind zunächst sinnlich geleitet und lassen sich augenblickshaft erleben: Im Schmerz und in der Lust ebenso wie bei der konzentrierten Erfahrung beim Hören oder beim Lesen, beim Riechen wie auch bei der taktilen Wahrnehmung. So ist beispielsweise auch der Schlaf eine wiederkehrende unumgängliche Erfahrung, in der sich die Grenzen zwischen Innen und Aussen für den Schlafenden vorübergehend auflösen.

In der psychotherapeutischen Arbeit mit Kindern spielt die Schlaferfahrung eine bedeutende Rolle. Der Schlaf ist zwar lebensnotwendig, doch diese Macht des Leibes ruft vielgestaltige Widerstände hervor. Erst recht, wenn die damit verknüpfte Erfahrung der Ohnmacht dem Anspruch des (werdenden) Subjekts auf

Selbstbehauptung entgegen zu stehen scheint. Es fällt manchen Kindern oftmals sehr schwer, sich dem Schlaf zu überlassen. Es ist zum einen die Vermeidung des Alleinseins, zum anderen die Furcht vor der Hilflosigkeit im Schlaf, wovon einzelne Kinder berichten. Es ist der Zugang zum Schlaf, die erlebte Ruhe vor dem Einschlafen, die zunächst eine Situation herstellt, in der das Bewusstsein manchmal beginnt, sich mit sich selbst zu befassen und dabei Erinnerungen Raum gibt, die wach halten. Zugleich dominiert eine Angst vor dem Einschlafen: Der Schlaf erscheint bedrohlich, denn für eine Zwischenzeit geht damit «die Welt unter», wenn ich mich darin (noch) nicht sicher aufgehoben erlebe. Mit dem Schlafengehen wird die eigene Fähigkeit, sich des eigenen Lebens bemächtigen zu können, nicht nur in Frage gestellt, sondern leibhaftig unterlaufen. Der Phänomenologe Levinas (1988, S. 64) spricht von der Kapitulation des Subjekts, in Situationen des ungesteuerten Übergangs vom Wachen zum Schlaf «nicht mehr können zu können». Schlafen ist für das Leben eine existentielle Notwendigkeit, die dem Subjekt eine Grenze zeigt, da es keine Wahl hat.

Kinder können darum manchmal nur schwer einschlafen, weil sie nicht alleine schlafen möchten oder weil sie grundsätzlich dem Schlafzustand misstrauen. Dabei spielt die Erfahrung eine wichtige Rolle, dass die gerade erworbene Fähigkeit zur Selbstbemächtigung im Schlaf immer wieder abgegeben werden muss. Der Schlaf stellt im Grunde das erst gerade erworbene Bewusstsein der Selbstbemächtigung in Frage, denn der Schlaf gebietet dem Subjekt, diese Fähigkeit vorübergehend aufzugeben, um sich gewissermassen dem eigenen Leib wieder anzuvertrauen. Es geht dabei auch um einen Tribut an diese Leiblichkeit, denn der Körper verlangt nach Regeneration, um den Ansprüchen des Bewusstseins am nächsten Tage wieder Genüge tun zu können. Insofern zeigt sich durch die Notwendigkeit des Schlafens unsere Abhängigkeit von einem nichtbewussten Zustand deutlich. Inwiefern wir uns damit dem Unbewussten überstellt erleben, eröffnet eine weiter zu fassende Frage. Hier könnten man persiflierend behaupten, dass «der schlafende Mensch nicht existiert», weil er sich seiner selbst in dieser Zwischenzeit nicht bewusst ist. Es lebt und es arbeitet zwar in diesem Leib, doch die bewusstseinsleitenden Instanzen haben ihre Funktionen vorübergehend eingestellt. Innen und Aussen gehen im Schlaf unter. Einschlafen und Erwachen treffen sich an einer bemerkenswerten Schwelle für das Erleben der Begrenzung zwischen Innen und Aussen, die offensichtlich mit der Funktion der psychischen Instanzen im Zusammenhang stehen. Dazu Waldenfels (2019):

Der Terminus Schwellenerfahrung hat eine doppelte Bedeutung: er meint Erfahrungen über eine Schwelle hinweg und Erfahrungen der Schwelle, die über-

quert wird. [...] Die *Schwelle* ist ein Übergangsphänomen par excellence. Wer auf der Schwelle verweilt, befindet sich weder diesseits noch jenseits. [...] Eine Schwelle überqueren wir alltäglich und allnächtlich im Einschlafen und Erwachen, aber auch wenn wir in Gedanken oder Schweigen versinken, von Gefühlen überwältigt werden. Am Horizont stehen Grenzphänomene wie die Geburt als Eintritt in das Leben oder der Tod als Austritt aus dem Leben und aus der Welt. [...] So ist es nicht übertrieben, wenn Merleau-Ponty das Empfinden [der Schwellenerfahrung] mit dem Erwachen oder Einschlafen ja selbst mit Geburt und Tod assoziiert. Emphatische Schwellenerfahrungen, deren Aura das alltägliche Leben durchdringt, werden von alters her von Übergangsriten begleitet. [...] Wie Paul Valéry feststellt, ist jede Schwelle durch Kontrollverlust gekennzeichnet. (S. 274 f.)

Dies ist auch das Kennzeichen der späterhin von Winnicott beschriebenen Übergangsphänomene, die aber bereits selbst zum Ausdruck einer kreativen Bearbeitung dieses Verlusts zu werden begonnen haben. Der vorübergehende Kontrollverlust wird vom Kind illusionär als Akt der souveränen Schöpfung erlebt.

An den Rändern des Schlafs: Vom Einschlafen und Erwachen

Um zu verstehen, welche Bedeutung dieses Zwischenreich zwischen Einschlafen und Aufwachen hat, lesen wir darin eine Spur, die auf einen unbestimmbaren Raum zwischen Wachheit und Schlafen verweist und die der Situation des Kindes im Ausgang der Trennung vom versorgenden Objekt gleicht. Nur an den Rändern des Schlafs werden Grenzen erfahrbar, die ein Innen oder ein Aussen wahrnehmbar werden lassen. Ohne das wiederkehrende Erleben eines absoluten Innen im Schlaf würden wir nicht überleben können, auch wenn wir das Aussen, das uns in diesem Zustand unbestimmt bleibt, nicht verleugnen können. Auch im Schlaf sind wir von einer Umgebung abhängig, die uns in der Regel ruhen lässt, damit eine Regeneration möglich werden kann. So wie das Neugeborene sich in einer Umgebung aufhält, von der es abhängig ist – auch wenn es davon nichts wissen kann.

Merleau-Ponty (1974) nimmt ein Bild als Erfahrung und als symbolisches Gleichnis auf, das für diese Überlegungen bedeutsam ist, weil es die Öffnung umschreibt, die ermöglicht werden muss, um etwas zulassen zu können, so wie das sinnlich Empfundene durch das Empfinden ermöglicht wird:

Der Schlaf kommt, indem eine bestimmte willentlich eingenommene Haltung plötzlich von aussen eine Bestätigung erfährt, die sie erwartete. Ich atme langsam und tief, um den Schlaf herbeizurufen,

und plötzlich ist es als kommuniziere mein Mund mit einer riesigen äusseren Lunge, die meinen Atem anzieht und zurückdrängt, der soeben noch gewollte Rhythmus meines Atems wird mein Sein selbst, der Schlaf, zuvor als Bedeutung vermeint, verwandelt sich jäh in Situation. In gleicher Weise lausche und blicke ich in der Erwartung einer Empfindung, und plötzlich ergreift das Sinnliche mein Ohr oder meinen Blick und ich liefere einen Teil meines Leibes oder gar meinen ganzen Leib jener Weise der Schwingung oder Traumerfüllung aus. (S. 249)

Dieses Ausgesetztsein ist eine Bedingung für die Fähigkeit Schlaf finden zu können, für das selbstbehauptende Subjekt gewissermassen eine leidliche Ausnahme, sich dem Leib überlassen zu müssen. Zugleich ist es dabei aber auf ein Zusammenspiel mit dem Äusseren angewiesen, das hier ins Bild des harmonisierenden Atems und damit fast schon mythisch der geteilten Luft gesetzt wird, um die sich ankündigende Verschränkung von Innen und Aussen im Zustand des Übergangs in den Schlaf zu erschliessen. Wo Husserl das Erleben des Ich zur ausschliesslichen Erfahrungsquelle erhebt (exemplarisch in: Husserl 1987), wird hier der Horizont erweitert und die Abhängigkeit von einer Umgebung beschrieben, die erst den Zugang zu einer Innenwelt ohne das beherrschende Ich verständlich werden lässt.

Der Schlaf wird bei Merleau-Ponty (1974, S. 249) im Zusammenspiel des Luftaustauschs zu einer Erfahrung, wie sich die Empfindung und das Empfundene zueinander in Beziehung setzen müssen: Der Schlaf benötigt «die Bestätigung von aussen», damit dieses Zusammenspiel gelingen kann. Allein «die willentlich eingenommene Haltung» des Schläfers reicht nicht aus. Gerade so, als ob der Schlafsuchende die Initiative übernommen hätte, die Umgebung zum Schlaf einzuladen, ohne die nichts möglich wäre.

Atmen und sich Luft holen

Wiederholt taucht dabei nicht zufällig die Bedeutsamkeit des Atmens für diese Situation an der Grenze zur Welt auf. Das Einsetzen der Atmung gehört zum Akt der Geburt und signalisiert, dass das Kind in der Lage ist, sich selbst aus der Umgebung zu bedienen, sich selbst etwas zu holen. Diese Fähigkeit ist Ausdruck seiner biologischen Impulsivität wie zugleich auch Symbol für seine Beziehung zur lebensspendenden Umgebung. «Der Vorgang des Atmens ist eines der wichtigsten Phänomene leiblicher Existenz überhaupt, und zwar weil es diese leibliche Existenz

als Vorgang, als Vollzug erfahrbar macht. Das Atembewusstsein ist gewissermassen das Leibbewusstsein überhaupt» (Böhme, 2019, S. 36).

Bis zu dieser Einsicht ist es für das Neugeborene, dessen Atmung spontan einsetzt und das mit diesem Triebimpuls den Willen zum Leben ausdrückt, noch ein weiter Weg. Aber es ist eine Erfahrung, die durch die Mundöffnung erlebbar werden lässt, dass es eine Grenze gibt, an der die lebensspendenden Objekte durchgelassen werden müssen: Luft und Milch. Der Mund als Ort – nicht als Raum – des Übergangs, der späterhin auch noch der Bildung von Worten dienen wird. Mit dieser Öffnung des Leibes ist eine Voraussetzung geschaffen, die eine Bedeutung für das Neugeborene erst noch zu gewinnen beginnt.

Der Schlaf, so die Ausgangshypothese dieses Abschnitts, macht auch späterhin erlebbar, an welchem unbekanntem Ort sich das Kind am Beginn des Lebens befinden könnte, wo es noch nichts von sich und von den Menschen in seiner Umgebung wissen kann. Solange diese nicht für es sind, kann es auch noch nicht bei sich selbst sein. Daher rührt auch der Gedanke, dass der Schlaf daran erinnert, wo wir herkommen. Er ist nicht nur der Bruder des Todes, der auf uns zukommen wird, er ist auch verwandt mit dem Ort, von dem ein Neugeborenes herkommt.

Die Winnicott vorausgehenden Überlegungen von Melanie Klein, Wilfried Bion und anderen zum frühkindlichen Erleben und den damit verbundenen Phantasien, über eine Welt, die sich durch das sinnliche Erleben zu konstituieren beginnt, schliessen an die Hypothesen Freuds zur Nachträglichkeit in der Traumdeutung (Freud 1900a) an. Es werden Erinnerungen gewesen sein, die das werdende Kind durch Andere erst allmählich haben zu sich selbst kommen lassen. Dass das Kind über die erlebte Abhängigkeit vorübergehend in ein depressives Stadium verfällt, ist noch nicht ausgemacht. Es gehört aber zu einer lebenserhaltenden Entwicklung, dass wir uns hinreichend dem Schlaf überlassen und damit die Kontrolle abzugeben bereit sein müssen.

Ursprungsmythen und nachgeholte Vorgeburtserinnerungen

Die Hypothese von Otto Rank, nach der alles Streben des Menschen geleitet sei von der Sehnsucht nach einem vorgeburtlichen Zustand, kann angesichts der Ängste, die von Kindern erlebt werden, nicht ohne Widerspruch bleiben. Für Rank ist der Vorgang der Geburt der Moment, in dem der «lustvolle Urzustand [...] in unerwünschter Weise unterbrochen wird». Infolgedessen bestehe «das ganze Leben dann darin [...], dieses verlorene Paradies auf den geschilderten, höchst komplizierten Umwegen der Libidoschicksale zu ersetzen» (Rank, 2007, S. 179). Somatologisch ist davon auszugehen, dass die Geburt zu einer schwerwiegenden

Irritation der Physiologie des Neugeborenen führt, da sich der Organismus des Kindes auf eine vom mütterlichen Organismus getrennte Funktionsweise umstellen muss. Das Einsetzen der Atmung sei hierbei exemplarisch als ein bedeutender – meist intuitiv einsetzender – Selbstwirksamkeitsmechanismus des kindlichen Organismus angeführt. Durch das Einsetzen der Atmung wird physiologisch eine Grenze erlebbar, die zwar eine erste Erinnerungsspur legt, die aber dadurch noch nicht bewusst werden kann. Mit Winnicott orientieren wir uns an der Bildung der Psyche, für deren Entwicklung durch die Geburt eine wichtige Voraussetzung geschaffen, die dadurch aber noch nicht vollzogen wurde. Die Geburt schafft erst die Voraussetzungen, damit sich die Psyche aus der Mutter-Kind-Einheit heraus entwickeln können.

Ranks Hypothese übergeht nicht nur den Umstand, dass mit der physiologischen Geburt noch nicht die psychische Geburt erfolgt ist, er vernachlässigt auch die Ambivalenzen, die mit dem traumatisierenden Erleben verbunden sind. Die Sehnsucht nach der Rückkehr in den mütterlichen Körper (ebd., S. 178 ff.) ist doch auch mit einer Furcht vor einer vermeintlichen «Rückkehr» verbunden. Das sich seiner selbst bewusst werdende Kind fürchtet sich vor den gerade überwundenen Zuständen der Ungewissheit, denn es erlebt sich bald doch auch sehr gerne als seiner selbst mächtig. Das von Rank unterstellte Erleben des «lustvollen Urzustands» als Sehnsuchtsort wird auch als bedrohlich erlebt, weil dort die Möglichkeit der «Selbstermächtigung» wieder aufgegeben werden müsste. So illusionär dies auch sein mag, doch die Erlangung der Macht über das «eigene Leben» und die Fähigkeit, sich und seiner Möglichkeiten bewusst zu sein, wird auch als lustvoll erlebt. Insofern ist die von Rank als ontologisch konstant beschriebene Sehnsucht der Rückkehr nach dem mütterlichen Körper nur eine Seite einer Ambivalenz, die sich einzustellen beginnt, wenn ein Kind sich seines Lebens bewusst wird und damit sowohl seine Selbstwirksamkeit (anfängliche «Allmachtsphantasien») wie auch seine Abhängigkeit von Anderen anzuerkennen gelernt hat.

Diese Allmacht wird vom Kind in seiner frühen Entwicklungsphase auch erlebt, während die Vollkommenheit «des lustvollen Urzustands» eine Erinnerung ist, die als illusionäre Reaktion gespeist wird aus den leidvollen Erfahrungen in der Realität. Die Phantasie vom paradiesischen Urzustand basiert auf keiner Erfahrung, vielmehr entsteht sie aus dem Bedürfnis, wonach jede Störung beseitigt werden solle, während die Allmachtsphantasie des Kindes durchaus reale Erfahrungen zur Grundlage hat.

In ihrem Buch «Die zweite Geburt» nimmt Louise Kaplan (1983) die Überlegung auf, dass die erlebte Trennung vom mütterlichen Körper mit dem leiblichen

Geburtsvorgang zwar eingeleitet wird, die psychische Trennung aber erst im Laufe der daran anschliessenden Entwicklung erfolgt.

Geburt ist das Auseinanderreissen [!, U. M.] des biologischen Einsseins von Mutter und Fötus. [...] Während der ersten Monate menschlichen Lebens müssen Mutter und Neugeborenes sich in einer Weise kennenlernen, welche das physische Einssein im Mutterleib durch psychisches Einssein ersetzt, ein Einssein, das für das Leben ausserhalb des Mutterleibs so wesentlich ist wie das biologische Einssein für das Leben darin. (Kaplan, 1983, S. 44)

Einerseits trennt Kaplan das biologische vom psychischen Leben und beschreibt insoweit konsequent die Unterschiedlichkeit von körperlichem und psychischem Entwicklungsraum, doch andererseits wirkt diese Form der «Auftrennung» unvermittelt, sodass sich darin die cartesische Unterscheidung fortzusetzen scheint: Geistige und körperliche Materie bilden zwei Sphären. Die *zweite Geburt* zeichnet sich dementsprechend dadurch aus, dass die psychische Entwicklung eine Eigendynamik entwickelt, obwohl sie doch nicht ungetrennt von der leiblichen Erfahrung erschlossen werden kann. Leib und Seele entwickeln sich paradox ungetrennt auseinander. Hier erweist sich die phänomenologische Analyse als schlüssig, die Substantialität des Körpers vom leiblichen Erleben zu unterscheiden und die Verflechtung des Leibes mit der seelischen Entwicklung als Grund eines Erlebens, das die Erinnerung speist, zu unterstellen. Dass «das Baby zum ersten Mal ein Baby ist», wie Kaplan apodiktisch in den Raum stellt (1983, S. 53), ist vor dem phänomenologischen Erfahrungshorizont nicht voraussetzungslos zu unterstellen. Insofern nämlich das Baby selbst nicht existiert, wie Winnicott (1984, S. 50) behauptet, beschreibt dies das Unbestimmte des Erfahrungshorizonts des Kindes und verlegt die Perspektive in die monadengleiche Welt der Mutter-Kind-Einheit. Diese Monade ist das Erleben eines blossen Bei-sich-Seins, das von Rank als urzeitlicher paradiesischer Zustand phantasiert wird. In der nachträglichen Bearbeitung aus dem Blickwinkel eines aussenstehenden Dritten in der nachgeburtlichen Gegenwart ist dies durchaus schlüssig, gleicht aber eher dem Sehnsuchtsbild des Paradieses als Gegenentwurf zu einem energiezehrenden irdischen Leidensweg. Der Traum vom paradiesischen Glückszustand ist bereits profanisiert und der mütterliche Leib als Ort bereits zu einem Objekt der weltlichen Phantasie geworden.

Rank weicht von der universellen Geltung seiner eigenen Hypothese – die universelle Sehnsucht nach der Rückkehr ins «Paradies des mütterlichen Körpers» –

in einer eindrucksvollen Volte ab, wenn er gegen Ende seines vorletzten Kapitels zur «psychoanalytischen Erkenntnis» von der «Urbivalenz» dieses Bedürfnisses schreibt. Sein Wort von dem «Rätsel der Menschheitsentwicklung» rührt an einer entscheidenden Paradoxie, dass nämlich dieses Bedürfnis bedeuten könnte, die eigene Geburt wieder rückgängig machen zu wollen. Für dieses Bedürfnis mag einiges sprechen, zugleich lässt sich aber auch eine Furcht vor dieser Rückkehr geltend machen. Eine Tendenz ist nicht so eindeutig bestimmbar, um der zentralen Hypothese Ranks – der ontologischen Sehnsucht in den mütterlichen Schoss – folgen zu können. Die in der Ambivalenz verborgene, «doppelt gefügte Verdrängungsschranke» (Rank, 2007, S. 190) lässt nachvollziehbar werden, dass das «Trauma der Geburt» als ontologische Konstante selbst ein verdecktes Rätsel darstellt, denn die Schwelle, die die Geburt nach Rank markiert, ist die Schwelle des symbolischen Übergangs zum Eintritt in das Leben. Da dieser Eintritt aber zugleich auch den unumkehrbaren Weg zum Sterben einleitet, ist dieses Ereignis selbst rätselhaft.

Doch die Erfahrung dieser Angst und deren Bearbeitung ist notwendig, so auch Kaplan (1983):

[...] würde der Friede durch nichts gestört, könnte die zweite Geburt nicht beginnen. Die Welt ausserhalb der Mutter-Säugling-Sphäre könnte nicht bekannt werden. Die Mutter würde nie als eigenständige Person begriffen werden, und das Baby würde nicht den anderen Teil seines Körper-Ichs ausbilden – die Aussenhaut oder die externen Grenzen seines Körpers. (S. 84)

Erfahrbar wird zugleich damit auch, dass ein solches Angstempfinden bewältigt werden kann. Im Grunde muss von einer erlebten Unschärfe von Angstempfinden beim Säugling ausgegangen werden, sobald er auf eine störende Irritation seiner Empfindungen reagiert. Die Irritation ist unklar und für die auslösende Situation gibt es noch kein Objekt, denn nichts ist vom Säugling psychisch geschieden. Wenn diese Angst kein Objekt kennt, so geht es um das Empfinden der Enge oder wie Schmitz (2011, S. 15f.) schreibt, um die «Engführung» im Gegensatz zum «Anschwellen», die sich auch beim Atmen vollzieht. Daher folgt auf die Irritation des Schmerzes eine Reaktion, die der Säugling unmittelbar auch an sich selbst erlebt, was zu einer Kette von weiteren Reaktionen führen kann: Der Organismus wird insgesamt attackiert, und zwar auch durch die eigene Reaktion auf die erlebte Irritation. Da das Nervensystem sich beständig in einem reduzier-

ten Masse in Bewegung befindet, geht es um Veränderung der Erregung, die die Irritation selbst darstellt und die sich fortpflanzt. Diese Veränderung kommt aus dem Organismus selbst und ist nicht von aussen induziert. Doch die Empfindung erzeugt eine Reaktion, die auch einen Appell darstellt, wenn er aufgenommen wird. Die Reaktion appelliert an ein Aussen, ohne dass dieses Aussen als Adressat bewusst avisiert würde. Beschrieben ist ein solcher Mechanismus bei dem Physiologen Kurt Goldstein:

Jeder Reiz, der auf den Organismus einwirkt, wird zunächst durch eine Zuwendung des Organismus zum Reizobjekt beantwortet. An diese Zuwendung reihen sich weitere Reaktionen an, die entweder dazu führen, das Reizobjekt «aufzunehmen» oder «abzuwehren». Dass es bei manchen Reaktionen zu einer Abwehrreaktion kommt, dürfte nur scheinbar sein; immer muss das Reizobjekt irgendwie erfasst sein, ehe der Organismus sich von ihm abwenden, es von sich abstossen kann. Aufnahme und Abwehrreaktionen sind so zwei verschieden gerichtete, aber dem Wesen nach gleiche Verhaltensweisen, verschiedene Arten der «Erfassung» des Reizobjekts. Ob schliesslich eine Aufnahme oder Abwehr oder etwa teilweise Eliminierung erfolgt, ist von der mehr oder weniger grossen Adäquatheit des Reizobjekts gegenüber der ganzen Organisation des vorliegenden Organismus abhängig. Alles, was den Systemzusammenhang auf Dauer in Frage stellt, d. h. die Rückkehr in den dem betreffenden Organismus entsprechenden relativen Gleichgewichtszustand unmöglich macht, wird eliminiert. (Goldstein, 2014, S. 104)

Die Geburt des bedeutenden Anderen

Bedeutung bekommt dieser Vorgang durch die Resonanz, d. h. durch die Antwort des noch unbekanntes Adressaten. Der noch ungetrennte Andere wird dadurch angerufen – idealtypisch durch einen Laut, einen Schrei, vielleicht auch durch die veränderte Physiognomie. Da eine Eliminierung des Hungerreizes nie völlig und manchmal auch nur vorübergehend möglich ist, wird der Organismus sich auf eine Integration mit allen seinen Folgen und den Konsequenzen für die Neuausrichtung der Organisation einstellen müssen und sich mit der Tatsache einer wirkmächtigen Aussenwelt befassen müssen. Hier beginnt sich sukzessive

die Störung durch den Reiz zu einem komplexen Bild zu transformieren, das sich nachträglich zu einem Objekt des Anstosses wie auch zu einem der Resonanz entwickeln wird und das «die Realität» repräsentiert. In diesem Moment kann von einer Geburt des Anderen (Lefort & Lefort, 1986) ausgegangen werden, der dem Kind vorausgegangen ist, um ihm seinen Platz zu weisen. Es ist als Subjekt darauf angewiesen, dass es einen Platz von einem anderen zugewiesen bekommt. In dieser Abhängigkeit entwickeln sich Affekte wie Angst, eine depressive Position aber auch die Sorge um den Anderen – das mütterliche Objekt – ohne den das eigene (Über) Leben nicht möglich wäre. Dazu schreibt Winnicott (1983):

Jedes Erleben hat sowohl eine physische als auch eine nichtphysische Dimension. Vorstellungen begleiten und bereichern Körperfunktionen, und Körperfunktionen begleiten und verwirklichen Vorstellungsbilder. Man muss ausserdem von der Gesamtheit der Vorstellungen und Erinnerungen sagen, dass sie sich allmählich zu dem ausdifferenzieren, was dem Bewusstsein verfügbar ist, was ihm nur unter bestimmten Umständen verfügbar ist und was im verdrängten Unbewussten nicht verfügbar bleibt, weil es mit einem unerträglichen Affekt belastet ist. (S. 92)

Wenn die Reaktion auf eine frühe Irritation im neugeborenen Kind Angst auslöst, ist dies zunächst der Ausdruck einer erlebten Einschränkung, deren Bedeutung sich auch nur auf die «Einschränkung» und die somatischen Reaktionen darauf bezieht. Die Störung der dynamischen Konstanz wird als Beeinträchtigung insofern erlebt, als dadurch eine Umorganisation des Organismus wirksam wird. Auch der Schrei des Kindes ist nicht nur Ausdruck, sondern gleichsam Teil des Geschehens selbst, das den Organismus irritiert. Wir sollten hier nicht nur vom Schrei als einem Ausdruck der Angst ausgehen, sondern den Schrei zugleich als Folge der organischen Umbildung auffassen, die sich im Laut ebenso zeigt wie in den biochemischen und hormonellen Veränderungen. Angst wäre zunächst nur die Erfahrung der erlebten Einschränkung durch eine partielle oder umfassende Umorganisation. Das Kind kann möglicherweise – wie ein Psychotiker – völlig von der in ihm selbst erzeugten Angst ergriffen sein, ohne ein Objekt zu haben, das für diese Empfindung verantwortlich zu machen wäre. Denn noch gibt es nur die reine Immanenz des Erlebens und kein Bewusstsein der Getrenntheit (vgl. u. a. Müller 2019).

Doch dieses veränderte Empfinden im Inneren, die Störung als Aufgabe anzunehmen, erschliesst den Zugang zu einer äusseren Welt, insofern die Rückkehr zu einem dynamischen Niveau der Ruhe durch einen äusseren Eingriff erfolgt. Die Störung der Ruhe und die Antwort auf die Reaktion des kindlichen Organismus erschliesst einen bis dahin unbekanntem Raum. Es beginnt sich schemenhaft eine Objektwelt zu bilden. Hier wie in anderen Überlegungen wird die Tragweite der Überlegungen von Winnicott sichtbar, Horizonte zu eröffnen. Neue Gestaltungsräume werden vorstellbar, die bis dahin unbekannt waren. Die Dimension des Übergangsraums wird im Prozess der schöpferischen Bewältigung der Krise begreifbar. Nach all dem Nichts Etwas als das Neue zu denken, ist das Wagnis, das diesem kreativen Akt zugrunde liegt: Die Welt der Objekte, die es dem Kind möglich machen, sich aus der erlebten Enge zu befreien.

Literatur

- Balint, M. (1960). *Angstlust und Regression*. Klett-Cotta.
- Barnes, J. (2010). *Nichts, was man fürchten müsste*. Kiepenheuer und Witsch.
- Bion, W. (1997). *Lernen durch Erfahrung*. Suhrkamp.
- Bion, W. (1963). Eine Theorie des Denkens. In E. Bott Spillius (Hrsg.), *Melanie Klein heute Bd. I. Beiträge zur Theorie* (S. 225–235). Klett Cotta.
- Böhme, G. (2019). *Leib. Die Natur, die wir selbst sind*. Suhrkamp.
- Condrau, G. (1996). Zur Phänomenologie der Angst. In H. Lang & H. Faller (Hrsg.), *Das Phänomen Angst. Pathologie, Genese und Therapie* (S. 32–43). Suhrkamp.
- Freud, S. (1986). *Briefe an Wilhelm Fliess 1887–1904*. S. Fischer.
- Freud, S. (1933a). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XV*.
- Freud, S. (1919h). Das Unheimliche. *GW XII*. S. 227–268.
- Freud, S. (1916). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XI*.
- Freud, S. (1915c). Triebe und Tribschicksale. *GW X*, S. 210–232
- Freud, S. (1900a). Die Traumdeutung. *GW III/III*.
- Freud, S. (1920g). Jenseits des Lustprinzips. *GW XIII*, S. 3–69.
- Goldstein, K. (2014). *Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen*. Fink.
- Husserl, E. (1987). *Cartesianische Meditationen. Eine Einleitung in die Phänomenologie*. Felix Meiner Verlag.
- Kaplan, L. J. (1983). *Die zweite Geburt. Die ersten Lebensjahre des Kindes*. Piper.
- Lefort, R. & Lefort, R. (1986). *Die Geburt des Anderen. Bericht einer Kinderanalyse aus der Lacan-Schule*. Klett Cotta.

- Levinas, E. (1992). *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*. Alber.
- Levinas, E. (1988). *Wenn Gott ins Denken fällt*. Alber.
- Merleau-Ponty, M. (1994). *Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949-1952*. Fink.
- Merleau-Ponty, M. (1984). *Die Prosa der Welt*. Fink.
- Merleau-Ponty, M. (1974). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Walter de Gruyter.
- Müller, U. A. (Hrsg.). (2019). *There is no such thing as a baby. Zur gegenwärtigen Bedeutung der frühkindlichen Entwicklung im Anschluss an D. W. Winnicott*. Psychosozial.
- Müller, U. A. (2014). «Ungeheuerlich». Mit Winnicott durch die Welten von Milnes *Winnie the Pooh* und Watersons *Calvin und Hobbes*. In M. Kögler & E. Busch (Hrsg.), *Übergangsobjekte und Übergangsräume. Winnicotts Konzepte in der Anwendung* (S. 87–102). Psychosozial.
- Rank, O. (1923/2007). *Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse*. Psychosozial.
- Schmitz, H. (2011). *Der Leib*. De Gruyter.
- Waldenfels, B. (2019). *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2002). *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie Psychoanalyse Phänomenotechnik*. Suhrkamp.
- Winnicott, D. W. (1998). *Die menschliche Natur*. Klett-Cotta.
- Winnicott, D. W. (1995). *Die spontane Geste. Ausgewählte Briefe herausgegeben von Robert Rodman*. Klett-Cotta.
- Winnicott, D. W. (1987). *Reifungsprozess und fördernde Umwelt. Studien zur Entwicklung der emotionalen Entwicklung*. Fischer.
- Winnicott, D. W. (1984). *Familie und individuelle Entwicklung*. Fischer.
- Winnicott, D. W. (1983). *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*. Fischer.
- Winnicott, D. W. (1974). *Vom Spiel zur Kreativität*. Klett-Cotta.
- www.angst-geschichte.com

Angaben zum Autor

Ulrich A. Müller, Prof. Dr. phil., Wissenschaftliche Leitung des Studiengangs «Therapeutische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen» an der Hochschule Hannover in Kooperation mit dem Winnicott Institut Hannover; als Kinderanalytiker niedergelassen in eigener Praxis. Forschungsinteressen: Säuglings- und Kleinkindforschung; Psychosoziale Forschungsstudien. Publikationen in verschiedenen Fachzeitschriften.